

Wege zu Gott bei Dostojewskij und Tolstoj

Fedor Dostojewskij (1821–1881) und Lew Tolstoj (1828–1910) gingen in ihrem Leben mühsame Wege, die sie zu Gott führten; sie hatten ein sehr unterschiedliches Verhältnis zu Christus. Bei Dostojewskij schlägt sich viel davon unmittelbar in seinem Werk nieder, bei Tolstoj muß man seine Tagebücher und Briefe hinzuziehen, um ihn besser zu verstehen. Die Art der beiden großen russischen Schriftsteller, ihre Romane zu gestalten, ist so unterschiedlich, daß sich die Leser oft an ihnen spalten: Dostojewskij ist der Schöpfer psychologisch in die Tiefen des Menschseins greifender Werke, der in Ausnahmesituationen und mit Ausnahmepersonen menschlich Typisches aufzeigt und dabei den Leser ständig in Spannung hält. Tolstoj erzählt ruhig und ausgewogen, wählt gern der Realität entnommene, oft vom Leser unschwer auf das eigene Leben übertragbare zwischenmenschliche – oft innerfamiliäre – Situationen. Beide zeigen Menschen in ihrem Widerspruch im Verhältnis zu Gott: zum Tod, zum Sinn des Lebens, zum Leben nach dem Tod, zur Bereitschaft, der Stimme des Herzens, besonders der des Gewissens zu folgen, die mit der des nüchternen Verstandes nicht übereinstimmt, wenn sie Erklärungen findet, Vorteile sucht und empfundene Schuld verdrängt. Beider Dichter religiöse Problematik spiegelt sich im Denken, Reden und Handeln vieler ihrer Figuren und bewegt die Leser, kann jedem Leser Hilfe bei eigenem Suchen sein¹.

Dostojewskijs entscheidende religiöse Wandlung trat durch die Jahre im sibirischen Zuchthaus, der „Katorga“, ein, die 1849 mit dem unvorstellbaren Schock begannen, daß man dem 28jährigen vor der Erschießung, Sekunden vor dem für ihn unausweichlichen Ende des Lebens, seine Begnadigung durch den Zaren verlas. Als Mitglied eines dem Sozialismus verbundenen Kreises war er verurteilt worden. Tolstoj, der im Glauben an den Fortschritt in wohl noch stärkerer Gottesferne herangewachsen ist, erlebte als 40jähriger 1869 eine äußerlich unbegründete, ihn an den Rand des Selbstmords bringende elementare Todesangst, die sich, als er zum Gebet gefunden hatte, etwas legte, ihn aber weiter lange bedrängte und auf einen langsamen Weg zu Gott führte².

Das Widersprüchliche liegt in Tolstoj's Werk häufig zwischen zwei Figuren, bei Dostojewskij mehr innerhalb einer. Der Grad der Nähe literarischer Personen zu Gott nimmt im Lauf von Dostojewskijs Lebens zu. Im letzten Roman, „Die Brüder Karamasow“ (1878–1880), stellt er die Figur dar, die am tiefsten im Glauben verwurzelt ist: den Starez Sossima. Der erscheint sogar nach dem Tod seinem geistigen Schüler Aljoscha Karamasow in einer Vision, bei der dieser den auferstandenen

Christus wahrnimmt (III, 7,4)³. Tolstoj konnte erst 1895 in der Erzählung „Herr und Knecht“ den Opfertod aus christlicher Nächstenliebe eines vorher ganz materiell ausgerichteten Menschen schildern, der dabei einem Ruf aus dem Transzendenten folgt. Am 3. August 1898 schrieb er in einem Brief: „Gott ist das Ein und Alles, das unerforschlich Gute, der Urquell alles Seienden.“

Literarische Gestalten, die auf dem Weg fortschreiten

Zwei Figuren Dostojewskijs machen durch die Auseinandersetzung mit dem zentralen Problem ihres Lebens eine wesentliche Entwicklung auf ihrem Weg zu Gott durch. Die eine ist Raskolnikow im Roman „Schuld und Sühne“ (1866). Bei ihm gewinnt die Stimme des Gewissens, die er mit kühler Berechnung unterdrückt hat, dank der Hilfe anderer Menschen allmählich die Oberhand. Die andere ist Ippolit im Roman „Der Idiot“ (1868–1869), den unmittelbare Todesnähe zu einer längeren Auseinandersetzung mit seiner Haltung zu Gott und Christus zwingt⁴.

Dem Roman über Rodion Raskolnikow gab Dostojewskij einen Titel, der unterschiedlich übersetzt wird. Die wörtlichere Übersetzung „Verbrechen und Strafe“ trifft das Geistige nicht. Es geht letztlich um die Selbsterkenntnis Raskolnikows, daß der Mord, den er beging, ein Verbrechen war, mit dem er vor Gott Schuld auf sich geladen hat, und daß er mit der Annahme der Strafe die Tat sühnen kann, also um „Schuld und Sühne“. Der Roman beginnt mit der nüchternen Planung des Mordes und endet mit dem Erkennen, daß die Strafe, die Zwangsarbeit in Sibirien, ein Weg der Sühne ist, der richtige Weg zu Gott.

Raskolnikow hatte das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ verdrängt. Er hatte eine Theorie entwickelt, nach der es außergewöhnlichen Menschen wie Napoleon um eines hohen Zieles willen gestattet ist, andere zu töten (III, 5). Diese Theorie ist zeitlos, sie bestimmte das Denken der Tyrannen vieler Länder in vielen Zeiten, nicht nur das der Eroberer Amerikas oder Stalins und Hitlers. Raskolnikow spürt, daß sie falsch ist. Doch er will sich beweisen, daß er selber so ein Außergewöhnlicher ist, will sich durch die Ermordung einer Wucherin erproben. Des inneren Widerspruchs zwischen der verstandesmäßigen Rechtfertigung und seinem inneren ethischen Empfinden ist er sich nicht bewußt.

Zwei Menschen helfen ihm, diesen Widerspruch zu erkennen, bringen ihn zur Erkenntnis seiner Schuld: die ihn liebende Sonja und der Untersuchungsrichter Porfiri. Durch die Einbeziehung des neutestamentlichen Textes vom Wunder der Erweckung des Lazarus, das Sonja Raskolnikow vorliest, stellt Dostojewskij den transzendenten Bezug heraus. Raskolnikow kann nicht anders, als Sonja den Mord, der zum Doppelmord wurde, zu gestehen: „Wenn ich nur deshalb gemordet hätte, weil ich hungrig war ..., dann wäre ich jetzt glücklich!“ (V, 4). Er ergänzt, daß er „die Last nicht länger zu ertragen vermochte und kam, um sie einem anderen auf die

Schultern zu bürden“. In ihrer Antwort auf Raskolnikows Erklärung: „Ich wollte ein Napoleon werden, darum habe ich den Mord begangen“, trifft Sonja den Kern mit den Worten: „Sie haben sich von Gott losgesagt, und Gott hat Sie gestraft, er hat Sie der Macht des Teufels ausgeliefert.“

Sie, die Liebende, sieht in ihm nicht den Verbrecher, sondern den schuldbeladenen Leidenden ohne Schuldbewußtsein. Er aber leidet vom Verstand her nur unter der Erkenntnis, daß seine Berechnung falsch war. Er spricht von seiner „Schuld den Behörden gegenüber“, sie von seiner Schuld vor Gott, vom Gewissen und vom Leid, das er zur Buße auf sich nehmen müsse, um die Schuld abzutragen. Porfiri sagt: „Finden Sie Gott, und Sie werden leben“ (VI, 4). Das sind Dostojewskijs eigene Überzeugungen. Sie sprechen auch aus Porfiris Worten im Blick auf die Katorga: „Seien Sie versichert, auch das Leid ist etwas Gutes. Leiden Sie!“

Nicht nur Sonja und Porfiri sind es, die Raskolnikow helfen, sich selbst zu finden. Dostojewskij flicht in den Roman auch einige schicksalshafte Begegnungen ein, die ihm die Erkenntnis erleichtern, daß er nun auf dem richtigen Weg ist: dem Weg zu dem von Sonja gelebten Christentum. Die letzte Wandlung wird erst im Epilog erwähnt: Sie tritt in Sibirien während des Abbüßens der Strafe ein, die in Verbindung mit der Liebe und den Gebeten Sonjas zur Sühne wird. Der Weg, nicht das Ziel, ist Teil des Romangeschehens.

Die Lebensbeichte des todgeweihten Ippolit Terentjew im Roman „Der Idiot“ zeigt, wie er in den Monaten, die er seinem Tod entgegensah, allmählich seine inneren Widersprüche weitgehend überwinden konnte. An dem Bild „Der Leichnam Christi im Grabe“ (1521) von Hans Holbein dem Jüngeren entflammt sein Zweifel an Christus⁵. Ihn erschüttert „der Gedanke: Wenn der Tod so furchtbar und die Naturgesetze so stark sind, wie kann man sie dann überwinden?“ Er nennt den Tod „eine dunkle, brutale, sinnlose Macht, der alles gehorcht“, verzweifelt daran, daß sie Christus, „dieses herrliche, unschätzbare Wesen, ohne Sinn und Verstand ergriff, zermalmte und verschlang“ (III, 6).

Das Wissen um den nahen Tod löst bei Ippolit zunächst den Entschluß aus, sich das Leben zu nehmen, da „es sich nicht lohne, die paar Wochen zu leben“, dann aber begreift er:

„Es kommt auf das Leben an, einzig und allein auf das Leben, darauf, daß man ununterbrochen, lebenslänglich damit befaßt ist zu entdecken, und ganz und gar nicht auf das Entdeckte selbst“ (III, 5).

Ippolit wird in eine Situation geführt, in der ihm der Sinn dieser Annahme des Lebens im Bewußtsein des nahen Todes deutlich gemacht wird. Er sieht, wie ein Mann auf der Straße eine Briefftasche verliert, hebt sie auf und bringt sie ihm trotz sehr widriger Umstände in die Wohnung. Dies war lebensnotwendig für diesen Mann, einen Arzt. Dann überwindet sich Ippolit und bereinigt noch seine schuldhaft schlechten Beziehungen zu einem ehemaligen Mitschüler: Mit Hilfe seiner Beziehungen zu dem Arzt verschafft er diesem eine gute Stellung und hilft dessen

Familie aus einer eigentlich ausweglosen Lebenssituation. Er erlebt die Freude, anderen zu dienen.

Jedoch ist Ippolit innerlich zerrissen. Er kann dieses Erlebnis nicht als eine ihm auf dem Weg zu Gott helfende Fügung erkennen. Einerseits beglückt es ihn, in dieser verbliebenen Lebenszeit einer Familie geholfen zu haben, andererseits reizt ihn der Gedanke, daß ihn jetzt sogar die Todesstrafe nicht mehr schrecke:

„Ich erkenne keine Richter über mir an und weiß, daß ich jetzt außerhalb des Machtbereichs eines jeden Gerichts stehe. Erst neulich noch belustigte mich folgende Vorstellung: Wenn es mir auf einmal in den Sinn käme, einen beliebigen Menschen zu töten, meinestwegen auch zehn Menschen zugleich, oder sonst eine Handlung zu begehen, die in dieser Welt für besonders schrecklich gilt, in welche Verlegenheit würde dann das Gericht mir gegenüber kommen in Anbetracht dessen, daß ich nur noch zwei bis drei Monate zu leben habe ... Aber wenn ich auch kein Gericht über mir anerkenne, so weiß ich doch, daß man mich richten wird, wenn ich bereits ein tauber und stummer Angeklagter sein werde“ (III, 7).

So bleibt in Ippolit die Spannung Gott gegenüber bis zum Schluß: „Nehmen wir einmal an, mein Bewußtsein sei nach dem Willen einer höheren Macht aufgeflammt ... und nehmen wir an, diese höhere Macht schreibe ihm plötzlich vor, wieder zu verschwinden, weil das zu irgendeinem Zweck, der ihm nicht einmal erklärt wird, notwendig sei ..., so erhebt sich doch immer wieder die stete Frage, wozu von meiner Seite Demut erforderlich ist?“ (III, 7).

Ippolits Denken und Handeln sind zerrissen. Er schreibt gegen Schluß der „Erklärung“: „Ich werde sterben, indem ich auf die Quelle der Kraft und des Lebens gerade hinblicke, und werde dieses Leben verschmähen!“ (III, 7). Wie viele Menschen vermeidet er es, diese Quelle Gott zu nennen, aber er meint ihn. Seine inneren Widersprüche sind durch die ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Tod und damit mit dem Leben schwächer geworden, er ahnt zunehmend die Macht und die Hilfe des Transzendenten, und gerade weil Dostojewskij diese Widersprüche nicht ganz aufgehoben hat, ist diese Figur so glaubhaft.

Literarische Gestalten, die den Weg bis zu Ende gehen

Unter den Personen, die den Weg zu Gott ganz gefunden haben, ist bei jedem der beiden Schriftsteller eine besonders wichtig: bei Tolstoj der „Herr“ – Wassili Andrejewitsch – in der Erzählung „Herr und Knecht“ (1895) und bei Dostojewskij der namenlose Erzähler des „Traums eines lächerlichen Menschen“ (1877), also dieser „lächerliche Mensch“. Beide hatten ein ganz dem Materiellen gewidmetes Leben fern von Gott geführt, das von den Autoren aber nur kurz angedeutet wird. Sie zeigen, wie das Schicksal sie in eine dem Tod unmittelbar nahe, durch Schuld belastete Situation bringt, die dann den Durchbruch auslöst. Die Erschütterung lehrte sie, den Tod in das Leben einzubeziehen, die Wirklichkeit des Lebens nach dem Tod zu erkennen und auf dem Weg mit Gott zu bleiben.

Tolstoj stellt in „Herr und Knecht“ die Haltung der Oberschicht in Gestalt eines Kaufmanns derjenigen des einfachen Volks in Gestalt seines Kutschers gegenüber. Sie geraten im Schneesturm in Lebensgefahr. Der Knecht sieht dem Tod gelassen entgegen, der Herr will ihm entfliehen. Er läßt sogar seinen Knecht im Stich, um das eigene Leben zu retten (Kap. 6). Doch die Flucht mißlingt, ihm wird die Unausweichlichkeit seines eigenen Todes bewußt (Kap. 8). Angesichts des durch seine Schuld erfrierenden Kutschers begreift er, daß er sein Leben falsch geführt hat. Er erkennt den Sinn und den Wert der Liebe für den Nächsten und opfert sein Leben, um den Knecht zu retten. Sterbend vernimmt er den Ruf aus der geistigen Welt und folgt ihm bereitwillig. Tolstoj läßt den Leser miterleben, wie die Lösung von Geldgier zur Bereitschaft, einem Schwächeren zu dienen, ja, für ihn das Leben zu opfern, das Leben tief bereichert, wie die Überwindung des verstandesmäßigen Widerstrebens den Weg zum wahren Verstehen öffnet.

Hier erfolgt die Erkenntnis des richtigen Weges schlagartig. Tolstoj läßt den „Herrn“ begreifen, daß sein Knecht zu sterben droht; da legt er sich mit seinem warmen Pelz auf ihn, rettet ihn und stirbt selbst. Schon früher hat Tolstoj Menschen aus dem Volk in ihrem natürlichen, angstfreien Verhältnis zum Tod geschildert, zum Beispiel 1859 in „Drei Tode“. Nun aber läßt er den „Herrn“ beim Volk lernen. Freudig geht er in der von Tolstoj so oft herausgestellten Liebe zum Nächsten dem Tod entgegen. Im Sterben erlebt sich der gewandelte „Herr“ bereits ganz in Gottes Nähe, sieht sich aus Abstand zu sich selbst: „Er wußte nicht, worauf es ankommt. ... Der wußte es nicht, ich weiß es jetzt. Jetzt ganz sicher. *Jetzt weiß ich es.*“ Seine letzten Worte zeigen seine Sicherheit vom Leben nach dem Tod: „Ich komme. Ich komme“ (Kap. 9). Der Tod, den er für „sinnlos“ gehalten hatte, offenbarte jetzt seinen Sinn.

Dostojewskij schildert im „Traum eines lächerlichen Menschen“ zunächst einen Menschen, der zwar die Sinnlosigkeit seines rein materiellen, gottfernen Lebens erkannt hat, daraus aber nicht die Konsequenz zieht, sein Leben zu ändern, sondern dem Leben selbst ein Ende zu setzen. Er glaubt nicht an ein Leben nach dem Tod, also auch nicht an das Weiterbestehen von Schuld nach dem Tod. Kurz vor dem geplanten Freitod wird er einem etwa achtjährigen Mädchen gegenüber schuldig. Dieses hatte ihn auf der Straße um Hilfe für seine todkranke Mutter angefleht, doch er hatte es kalt abgewiesen. Zu Hause kommt ein Schuldempfinden auf, das ihn hindert, sich sofort zu erschießen. Er argumentiert, mit seinem freiwilligen Tod sei in zwei Stunden alles vorbei, folglich brauche er „keine Scham mehr zu empfinden“. Doch diese Gedankenkonstruktion beruhigt ihn nicht. Unmittelbar ehe er den Plan, sich zu töten, umgesetzt hat, schläft er ein und erhält im Traum die Antwort: Er erlebt sich nach dem Tod, erkennt, daß das Leben weitergeht und erhält dann einen längeren Einblick in ein Zusammenleben von Menschen wie in Gottes Reich: Sie leben in Liebe und Frieden miteinander, frei von Haß, Sünde, Bosheit und Schuld, kennen keinen Krieg. Allein vom Herzen ist ihr Tun gelenkt. Aus dem

Traum erwacht, setzt er seine Erkenntnis um und versucht, den Menschen die erkannte transzendente Wahrheit mitzuteilen: die Wirklichkeit des Lebens nach dem Tod und die Möglichkeit, ein ganz aus dem Herzen kommendes irdisches Leben im Sinn der Schöpfung zu führen. Doch er stößt auf Unverständnis, gilt als „ein lächerlicher Mensch“.

Dostojewskijs „Traum“ ordnet sich in überlieferte Schilderungen des „Goldenen Zeitalters“ ein, aber dahinter steht bei ihm wahrscheinlich noch mehr als bei Tolstoj ein intuitives Erspüren geistiger Wirklichkeit. Die von beiden geschaffenen Personen haben unter dem Einfluß göttlicher Kräfte – man kann vom Schutzengel sprechen – ihren Weg zu Gott bis zu einem erkennbaren guten Ende gehen können, doch ein Verweilen in dieser Nähe, in diesem Einklang mit dem Schöpfungsplan ist nicht mehr in Sprache umsetzbar.

In Tolstoj's berühmtester und bester Sterbegeschichte „Der Tod des Iwan Iljitsch“ (1886) ändert der Sterbende, der insbesondere unter der Unaufrichtigkeit seiner Umwelt, dem Leugnen seines nahen Todes leidet, mehr und mehr seine Haltung zum Leben. Das seelische und körperliche Leiden führt ihn auf den Weg zu Gott. Tolstoj schließt die Erzählung mit dem Erleben des Lichts, wie es seit Jahrtausenden von vielen Religionen angekündigt und von Menschen, die vom klinischen Tod ins Leben zurückkehrten, berichtet wird: „Die Angst war nicht mehr da, weil auch der Tod nicht mehr da war. An seine Stelle war etwas anderes getreten: Das Licht.“ Hier war es wohl die innere Sicht Tolstoj's, die ihn mit diesem Schluß zeigen ließ, daß sein Iwan Iljitsch noch auf den rechten Weg geführt worden war.

Literarische Gestalten, die den Weg zu Gott abbrechen

Es war nur Dostojewskij gegeben, Menschen darzustellen, die den Weg zu Gott suchen, ihn auch ansatzweise gehen, aber dann den eigentlichen Schritt nicht vollziehen können. Auf diese haben nicht nur die guten transzendenten Kräfte wie die Schutzengel Einfluß, sondern auch die bösen. Er spricht in seiner Verserzählung „Der Dämon“ direkt vom Teufel, wo Michail Lermontow den gefallenen Engel gewählt hat. Diese Menschen sind von inneren Widersprüchen hin- und hergerissen, können aber den rechten Pfad nicht einschlagen. Besonders kraß hat er das an Nikolai Stawrogin in der Erzählung „Bei Tichon“ veranschaulicht⁶. Sie war ursprünglich als Episode des Romans „Die Dämonen“ (auch „Die Teufel“, 1871/1872) konzipiert. Unmittelbar davor veröffentlichte Dostojewskij den Roman „Der Idiot“, in dem Parfen Rogoshin in einem kaum zu überbietenden Maß von Widersprüchen seines Denkens, Fühlens und Handelns geprägt ist. Nicht gelöste innere Widersprüche in unmittelbarem Bezug zu Christus und dem Teufel charakterisieren zwei herausragende Gestalten des letzten großen Romans Dostojewskijs „Die Brüder Karamasow“: den Großinquisitor und Iwan Karamasow.

Nikolai Stawrogin hat sehr schwere Verbrechen begangen. Sie plagen sein Gewissen, und er kann nicht anders, als dies schriftlich niederzulegen. Er begibt sich mit der Schrift zum Erzpriester Tichon und liest sie ihm vor. Tichon versucht, ihn auf den rechten Weg zu bringen, Stawrogin neigt dazu hin, doch schließlich verläßt er den Erzpriester wieder ohne Reue und ohne den vorgeschlagenen Weg zu wählen. Dostojewskij mußte das Kapitel für den Druck aus dem Ganzen des Romans herausnehmen, da der Herausgeber der Zeitschrift, mit der er den Vertrag für die Veröffentlichung geschlossen hatte, dieses Ausmaß des Bösen seinen Lesern nicht zumuten wollte. Dostojewskij hat „Bei Tichon“ später nicht wieder in den Roman integriert. Seine Witwe Anna Grigorjewna Dostojewskij hat 1921, vier Jahrzehnte nach seinem Tod, den Text veröffentlicht, und er hat als selbständige Erzählung seinen Platz in der Literatur.

Dostojewskij zeigt Stawrogin doppelt: einmal in der Aufzeichnung über seine lustvoll begangene böse Tat der Verführung eines Mädchens und dessen dadurch bedingte Selbsttötung, zum anderen in einem hilfebietenden Gespräch mit dem Erzpriester. Vor dem Vorlesen des Textes fragt Stawrogin den Erzpriester, ob er an den Teufel, und sogar, ob er an Gott glaube. Die dahinterstehenden Fragen, ob er sich nach Meinung des Erzpriesters in der Hand des Teufels befände, ob er ihm helfen könne, sich davon zu befreien, ob Gott ihn richten werde, ob es für ihn Verzeihung gebe – die kann er nicht oder kaum aussprechen. Der Erzpriester versucht ihm zu helfen:

„Vollständiger Atheismus ist höher zu achten als weltliche Gleichgültigkeit. ... Ein vollständiger Atheist steht auf der vorletzten Stufe der Leiter zum vollkommensten Glauben – ob er sie überschreitet oder nicht, ist eine andere Frage –, ein Gleichgültiger aber hat keinerlei Glauben, hat nur armselige Angst.“

Dieser Satz kann auch als eine gültige Abstraktion des Wesens eines Menschen angesehen werden, der an einem wesentlichen Widerspruch leidet: am Einfluß entgegengesetzter transzendenter Kräfte. Tichon macht damit seinem Besucher Mut, das, was ihn quält, offen zu sagen.

Nach dem Lesen der „Beichte“ macht der Erzpriester seinem Gast das Unausgereifte und Widersprüchliche des Textes dadurch deutlich, daß er ihn einerseits als Bekenntnis der „Reue“ definiert, andererseits den Hilfesuchenden fragt: „Wenn Sie sich nicht schämen, Ihr Verbrechen zuzugeben, warum schämen Sie sich dann der Reue?“ Ein ebensolcher Versuch zu helfen ist die Frage Vater Tichons, als er in Stawrogins „Gesicht weder Abscheu noch Scham“ sieht: „Was ist denn das anderes als eitle Herausforderung des Richters durch den Schuldigen?“

Stawrogin ist ein Atheist „auf der vorletzten Stufe“, ein Suchender, doch er kann den letzten Schritt auf der Leiter nicht vollziehen. Zwar wird der mit schwerster Schuld Beladene von lichten Kräften durch Halluzinationen und Traumgesichte (er sieht immer wieder das von ihm in den Tod getriebene Kind) gemahnt, den falschen Weg zu verlassen, doch er kann die Voraussetzung nicht schaffen, kann sich seine Schuld nicht ein-

gestehen. Er war der Stimme des Gewissens gefolgt, war zum Richter gegangen, die Kraft des Bösen ist aber in ihm so mächtig, daß er unmittelbar vor dem letzten Schritt zum Licht wieder dem Dunkel verfällt. Der hellsichtige Erzpriester Tichon sieht den Scheidenden sogar vor einem neuen, noch schlimmeren Verbrechen. Der Leser der Erzählung begleitet ihn ebenso wie der Erzpriester mit dem Gedanken, daß es vielleicht noch eine kleine Hoffnung für den Schritt auf den rechten Weg gibt.

Parfen Rogoshin, der wichtigste Partner des Fürsten Myschkin im „Idioten“, wird in einem ständigen inneren Widerspruch gezeigt, der sich im Hin und Her zwischen Liebe und Haß, einer Haßliebe, gegenüber ihm und der weiblichen Hauptfigur, Nastassja Filippowna, ausdrückt. Von der ersten Begegnung an fühlt sich Rogoshin zu Myschkin hingezogen. Er weiß, daß auch dieser Nastassja liebt, bietet ihm aber die höchste Form der Freundschaft an, nämlich die religiöse: sein „Kreuzbruder“ zu werden. Sie tauschen also die Kreuze, die sie tragen, und Rogoshin geleitet ihn zu seiner Mutter und läßt ihn segnen. Er sagt, er verzichte für ihn auf Nastassja (II, 4). Doch er weicht von diesem Weg ab, verfolgt den Fürsten, prüft, ob dieser sie etwa besuche. Er lauert ihm auf, zückt ein Messer, um ihn zu töten, doch durch eine Schicksalsfügung bleibt Rogoshin vor dem Mord an seinem Kreuzbruder bewahrt. Myschkin hat die heilige Krankheit, ist Epileptiker, und ein epileptischer Anfall rettet beide. Dostojewskijs Hinweis auf das Wirken Gottes ist unübersehbar. Doch gegenüber Nastassja lebt Rogoshin seine Haßliebe am Schluß des Romans aus: Er ermordet sie, als sie hilfesuchend von Myschkin vor dem Eheschluß mit dem Schrei: „Rette mich! Schaffe mich weg!“ zu ihm geflohen war. Danach aber ist er wieder liebend mit Myschkin zusammen bei der Toten, sucht bei seinem „Kreuzbruder“ Halt zu finden.

Wie eng Rogoshins gespaltenes Verhalten zu den ihm nächsten Menschen mit einem Suchen nach dem Weg zu Gott verbunden ist, zeigt Dostojewskij an Rogoshins Beziehung zu Holbeins Bild „Der Leichnam Christi im Grabe“. Er empfindet (wie Dostojewskij zuvor in Basel), daß nur der tote, vergängliche Körper des Menschen Jesus dargestellt ist, daß diesem naturalistisch grauenhaft gehaltenen Bild alles Geistige fehlt, daß es kein Christusbild ist, das zum Glauben führt oder den Glauben stärkt. Er reagiert auf Myschkins Worte: „Von diesem Bild kann manchem noch der Glaube vergehen“ mit dem Satz: „Er vergeht mir auch“ (II, 4). Er hat sich das Bild im Wissen über dessen negative Wirkung auf sich in die Wohnung gehängt. Die Gegensätze Glaube und Nichtglaube, Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft, Helfen und Morden sind in diesem Menschen ohne eine Schranke gleichzeitig aktiv. Für Dostojewskij ist es die Verantwortung, die den Menschen erkennen läßt, ob er den richtigen Weg einschlägt. Doch Rogoshin folgte den Zeichen nicht, handelte triebhaft, ohne sich den bösen Kräften zu widersetzen. Das Ende des Romans gibt keine Hoffnung für sein weiteres Leben.

Dostojewskijs Meistererzählung „Der Großinquisitor“, Episode des Romans „Die Brüder Karamasow“, zeigt einen Kardinal, der vom Weg Christi abgewichen

ist, aber mit dem kurzfristig wiedergekehrten Christus ein Gespräch führt (V, 5). Er wirft Christus vor, er habe mit seiner Lehre und seinem Handeln den Menschen das Leben nur schwerer gemacht. Er versucht, dies mit veränderten Bibelzitaten zu beweisen, die oft im Widerspruch zur Bibel selbst stehen⁷. Um die Menschen auf Erden glücklich zu machen, habe er aber als Großinquisitor seit langem begonnen, das Werk Christi in einem Sinn zu vollenden, den er für den allein richtigen halte. Sein Ideal sind die drei Angebote des Teufels an Christus bei seinen Versuchungen, und dafür habe er sich dem Teufel ergeben. Das Ziel des Großinquisitors ist es nicht, in der Liebe Christi den Menschen zu dienen, sondern selbst Macht zu erringen, um ihnen für scheinbares irdisches Glück die Freiheit zu nehmen. Dostojewskijs Erzählung hat Gleichnischarakter für politisches Machtstreben – in Rußland war sie auch eine Vorausschau auf das Sowjetsystem – und für eine Haltung gegenüber dem Christentum, die den Grund für das gottferne, leiderfüllte Leben der Menschen in der Lehre und nicht in der Schwäche der Menschen und deren Abweichen vom richtigen Weg sieht.

Es ist das Suchen Iwan Karamasows nach dem Weg zu Gott, das diesen Text bestimmt: die Frage, ob es Gott gibt. Viele Probleme, die den Großinquisitor zu seinem Protest bewegt haben, bewegten auch Dostojewskij, und sie bewegen auch die vielen und immer zahlreicher werdenden Leser. Diese jedoch, jedenfalls die dem Transzendenten nahen Leser, erkennen durch alle Anklagen und Widersprüche hindurch mit Aljoscha Karamasow, daß in dem Text das Loblied auf Christus immer überwiegt.

Relativ früh im Roman werden die drei Karamasow-Brüder und ihr Vater im Gespräch mit dem Starez Sossima gezeigt (I, 6). Hier ist es der Vater, der nach dem rechten Weg sucht, aber ins Zentrum gerät Iwan. Ein wesentliches Thema ist die Unsterblichkeit des Menschen: wer daran glaubt, wer sie ablehnt. Als Iwan dem Starez dessen Meinung bestätigt hat: „Es gibt keine Tugend, wenn es keine Unsterblichkeit gibt!“, sagt dieser: „Gesegnet sind Sie, wenn Sie so glauben, oder Sie sind schon sehr unglücklich.“ Als Iwan um Erklärung dieses Widerspruchs bittet, ergänzt der Starez: „weil aller Wahrscheinlichkeit nach Sie selber weder an die Unsterblichkeit Ihrer Seele noch sogar an das glauben, was Sie von der Kirche und der kirchlichen Frage schrieben.“ Gleich danach präzisiert er: „Der Gedanke ist in Ihrem Herzen noch nicht entschieden und quält es.“

Es ist Dostojewskij gelungen, den Leser im Unklaren zu lassen, ob Iwan auf der Seite Christi oder des Großinquisitors steht. Die Szene mit dem Starez endet damit, daß der Starez für den Augenblick das Gute der Widersprüchlichkeit herausstellt: „Danken Sie dem Schöpfer, daß er Ihnen ein Herz gab, das fähig ist, sich in solcher Qual zu quälen ... Gebe Ihnen Gott, daß Sie die Entscheidung Ihres Herzens noch auf der Erde antreffe, und möge Gott Ihre Wege segnen.“ Im Roman wird das Widersprüchliche nicht aufgehoben. Iwan bleibt auf der Suche nach dem rechten Weg.

Als Tolstoj den Roman „Krieg und Frieden“ (1868/69) schrieb, lehnte er ab, daß es ein Leben nach dem Tod geben könne. Für ihn war in jener Zeit der Tod ein grauenhaftes Ende, das dem Leben seinen Sinn nimmt. Wie sehr ihn diese Fragen bewegten, zeigt, daß er der Hauptfigur Fürst Andrej Bolkonski, dem Vertreter seiner eigenen Ansichten, in einem Dialog eine Figur gegenüberstellt, die eine gegenteilige Meinung vertritt: Pierre Besuchow (II, 2, 11 und 12). Fürst Andrej verteidigt seine Haltung, aber er suchte nach dem richtigen Weg. Als er dann tödlich verwundet ist, erlebt er in einem Traum sein bevorstehendes Sterben ähnlich, wie es Pierre erwartet: als Übergang in ein anderes Dasein. Der Tod dringt trotz seines Widerstands durch eine Tür zu ihm, und er stirbt. Kaum wird Andrej bewußt, daß dieser Tod ihn nur im Traum ereilte, zwingt er sich, aufzuwachen. Dieser Schritt ist ihm eine Hilfe. Er bekennt: „Ja, das war der Tod. Ich bin gestorben, ich bin erwacht. Ja, der Tod ist das Erwachen!“ Tolstoj kommentiert:

„Es wurde plötzlich hell in seiner Seele, und der Vorhang, der ihm bis dahin das Unbekannte verborgen hatte, hob sich vor seinem seelischen Blick. Er fühlte gleichsam eine Befreiung von der Kraft, die ihn vorher gefesselt hatte, und jene seltsame Leichtigkeit, die ihn seitdem nicht verließ“ (IV, 1, 16).

Verstandesmäßig hat Tolstoj in dieser Zeit den Tod noch nicht als ein „Erwachen“ gesehen. Doch seine dichterische Intuition drängte ihn zu dieser Darstellung – allerdings nur als Traum. Im Roman wird bald danach über Fürst Andrejs Tod kurz informiert. Die beiden Frauen, die den Sterbenden begleiteten, wissen keine Antwort auf die Frage: „Wo ist er jetzt?“ Tolstoj erwähnt nicht, daß Andrej ihnen den Traum erzählt hätte, er vermeidet, auch nur eine Figur in diesen Widerspruch zu versetzen. Jahrzehnte später, am 25. Mai 1902, konnte er sich zu der Sicht des Traumerlebnisses bekennen: „Der Tod, das ist eine neue Geburt.“

Wie eng Tolstojs Unsicherheit gegenüber dem Tod mit der Suche nach einem Weg zu Gott verbunden war, zeigt seine Schilderung der eingangs erwähnten Todesangst, die ihn in der Zeit des Entstehens von Krieg und Frieden wohl tiefer als irgendetwas anderes im Leben erschüttert hat. Sie überkam ihn ohne jeglichen erkennbaren Grund auf einer Reise, die ihn 1869 nach Arsamas führte. Erst lange Zeit später hielt er das Geschehen in den „Aufzeichnungen eines Irrsinnigen“ fest. Er schrieb daran zwischen 1883 und 1903, also in der Phase seiner Entwicklung zur Aufhebung seiner Zweifel am Leben nach dem Tod:

„Die ganze Nacht litt ich unerträglich. Wieder lag meine Seele qualvoll im Widerstreit mit meinem Körper. Ich lebe, lebte, ich muß leben, und plötzlich der Tod, die Vernichtung von allem. Wozu das Leben? Soll ich sterben? Soll ich mir jetzt das Leben nehmen? Ich habe Angst. Soll ich auf den Tod warten, bis er kommt? Davor habe ich noch mehr Angst. Soll ich also leben? Wozu? Um zu sterben? ... Ich kam aus diesem Kreis nicht heraus. ... Wenn Du bist, eröffne mir: Warum, was bin ich? ... Ich verstummte und wartete auf eine Antwort, aber es kam keine Antwort.“

Bald danach verläuft er sich im Wald und erlebt begründete Todesangst. Als er schließlich gerettet ist, findet er im Gebet zu dem „Du“, dessen Existenz er be-

zweifelte: „Ich bat um Verzeihung und erinnerte mich an meine Sünden. Mir schien, es seien wenige. Aber dann erinnerte ich mich an sie, und sie wurden mir zuwider.“

Es war auch Tolstoj's gespanntes Verhältnis gegenüber der Lehre der christlichen Kirche, das ihn hinderte, den Weg zu Gott ganz zu gehen. Er lehnte kategorisch die Sakramente ab und schuf sich sein eigenes Christentum, das weitgehend auf die Bergpredigt beschränkt war. Sicher spiegelt sich darin auch seine Auseinandersetzung mit der Lage der Russischen Orthodoxen Kirche seiner Zeit, seine Bindung an den russischen Volksglauben und sein Entsetzen über den damals in Rußland um sich greifenden Unglauben. Schließlich führten seine scharfen Angriffe dazu, daß die Heilige Synode 1901 seine Trennung von der Russischen Orthodoxen Kirche schriftlich feststellte. Aufschlußreich für Tolstoj's ungewöhnliche religiöse Haltung sind auch seine Briefe. Am 6. März 1884 schreibt er an den Freund der Familie Nikolai N. Ge:

„Ich glaube nicht daran, daß Christus im Körper auferstanden ist, doch niemals werde ich den Glauben daran verlieren, daß Er in seiner Lehre auferstehen wird. Der Tod ist eine Geburt, und wir haben bis zum Tod der Lehre gelebt, also steht die Geburt vor der Tür.“

Am 12. Juni 1894 wendet er sich an den ihm vertrauten Kritiker Wladimir Stassow:

„Die Menschheit bewegt sich nur in dem Maße vorwärts, als sie das Programm erfüllt, das Christus ihr gestellt hat und welches das ganze intellektuelle Leben der Menschheit – welchen Bereich Sie auch wollen – umfaßt. ... Nicht über Christus zu reden, wenn man über das Leben, über die Menschheit redet, und über die Wege, auf denen sie gehen soll, und über die moralischen Forderungen des einzelnen, ist dasselbe, als ob man nicht über Kopernikus oder Newton redet, wenn es um Himmelsmechanik geht. Über Gott rede ich, weil das der einfachste Begriff ist, ein genauer und notwendiger, ohne den man unmöglich über die Gesetze der Moral und des Guten reden kann.“

Wie sehr sich Lew Tolstoj im Lauf seines Lebens von einer Gottferne auf den Weg zu Gott begeben hat, zeigt ein Vergleich von zwei Briefen an seine Hauptgesprächspartnerin in religiösen Fragen, die ihm liebe, im Glauben sichere, wenig ältere entfernte Verwandte Alexandrine. Den einen schrieb er ihr am 29. Oktober 1860, als ihn das Erleben des Sterbens seines älteren Bruders Nikolai am 20. September 1860 in Hyères in totale Verzweiflung gebracht hatte:

„Es ist nicht nur so, daß mir das halbe Leben weggerissen ist, sondern meine ganze Lebensenergie ist mit ihm beerdigt worden. Es gibt keinen Grund mehr zu leben, da er gestorben ist – und so qualvoll starb; wie wird das mit mir? Noch schlimmer. Ihnen geht es gut, Ihre Toten leben dort, Sie werden sich mit ihnen wiedersehen (obwohl mir immer scheint, daß man aufrichtig daran nicht glauben kann – es wäre allzu schön); aber meine Toten sind verschwunden, wie ein verbrannter Baum.“

Dagegen konnte er vier Jahrzehnte später, am 26. Januar 1903, als sich Alexandrine zum Sterben rüstete, sagen:

„Ja, wahrscheinlich werden wir uns auf dieser Welt nicht wiedersehen; so ist es Gott recht, also ist es gut. Ich glaube auch nicht, daß wir uns dort so sehen werden, wie wir das unter einer Begegnung verstehen, aber ich glaube und bin vollkommen überzeugt, daß auch in jenem Leben all das Gute, Liebens-

werte und Schöne, das Sie mir in diesem Leben gegeben haben, mit mir bleiben wird, vielleicht werden auch ebensolche Bröckchen von mir bei Ihnen bleiben. Überhaupt fühle ich, wenn ich mich der unvermeidlichen und guten Grenze nähere, daß, je bestimmter meine Vorstellungen von dem sind, was dort sein wird, desto weniger ich an sie glaube, und, umgekehrt, je unbestimmter die Vorstellungen, desto stärker und fester ist der Glaube daran, daß das Leben hier nicht endet, sondern daß ein neues und besseres dort beginnt. So führt alles zum Glauben an Gottes Segen, alles, was bei Ihm ist und was von Ihm kommt, ist zum Wohle. So wie ich von Ihm ausgegangen bin, als ich geboren wurde, so gehe ich zu Ihm, wenn ich sterbe, außer Gutem kann daraus nichts sein. „In Deine Hände gebe ich meinen Geist.“

Lew Tolstoj hat in seinen Werken vor allem tiefe, meist mit dem Tod verbundene Erschütterungen dargestellt, die Menschen gleichsam auf den Weg zu Gott geworfen haben. Fedor Dostojewskij konnte daneben auch eine langsame Entwicklung dahin und auch das Scheitern eines Versuches, diesen Weg zu finden, veranschaulichen.

Wir alle sterben unseren eigenen Tod. Beide Schriftsteller konnten ihren Tod bewußt erleben. Tolstoj floh von zu Hause, starb dann von der Welt beachtet auf einer Bahnstation, ohne die Spannungen gegenüber seiner Familie bereinigt zu haben, ohne seine Frau in seine Nähe zu lassen. Dostojewskij bat seine Frau, eine Seite des Neuen Testaments aufzuschlagen und daraus zu lesen, um mit diesen ihm so gegebenen Worten von ihr dankbar Abschied zu nehmen. Beide konnten in dem Bewußtsein sterben, daß der Tod ein Schritt in eine andere Form des Seins ist, ein sicherer Schritt auf dem Weg zu Gott.

ANMERKUNGEN

¹ Es sind von den Werken Dostojewskijs und Tolstojs zahlreiche Übersetzungen im Handel, von denen keine die anderen so übertrifft, daß darauf verwiesen werden kann. Die Zitate in diesem Beitrag gehen vom Russischen aus. Um ein Nachlesen im Kontext zu ermöglichen, werden Hinweise auf Band, Kapitel und Unterkapitel gegeben.

² Die Ausführungen zu Tolstoj ergänzt mein Beitrag: „Ja, der Tod ist das Erwachen!“ Sterben u. Tod im Schaffen Lew Tolstojs, in: *Novalis* 56 (2002) 24–28, 68–70.

³ Die Ausführungen zu Dostojewskij ergänzt mein Buch: Dostojewskij. Leben u. Werk. Mit Abbildungen (Frankfurt 1998); vgl. auch F. Thiess, Dostojewskij. Realismus am Rande der Transzendenz (Stuttgart 1971).

⁴ Ausführlich hierzu: W. Kasack, Ansichten des Todes in Dostojewskijs Roman „Der Idiot“, in: *Dostoevsky Studies. The Journal of the International Dostoevsky Society. New Series*. Bd. 5 (Tübingen 2001) 71–96.

⁵ Vgl. W. Kasack, Dostojewskijs Prüfstein des Glaubens. Hans Holbeins „Der Leichnam Christi im Grabe“ im Roman „Der Idiot“, in dieser Zs. 219 (2001) 744–756.

⁶ F. Dostojewskij, Bei Tichon. Übers. u. mit einem Nachwort v. W. Kasack (Frankfurt 1991).

⁷ Um die Einordnung zu erleichtern, habe ich eine etwas erweiterte Edition ausgearbeitet: F. Dostojewskij, „Der Großinquisitor“. Übersetzt, mit einem Nachwort u. den Parallelstellen der Bibel versehen v. W. Kasack (Frankfurt 2003); vgl. auch die Kommentare v. L. Müller in der von ihm besorgten Edition: F. M. Dostojewskij. Der Großinquisitor (München 1985).